

Nr. 62

**Was die Gesellschaft
zusammenhält**

Plädoyer für einen modernen Patriotismus

Günter Buchstab / Jörg-Dieter Gauger

Sankt Augustin, Oktober 2004

ISBN 3-937731-31-8

Inhalt

| | |
|--|----|
| Vorwort | 7 |
| Was moderner Patriotismus bedeutet | 11 |
| Identität, Geschichte, Nation | 13 |
| Zur Reduktion von Nation und Staat | 18 |
| Die „Unentbehrlichkeit der Vaterländer“ | 23 |
| Notwendige Rahmenbedingungen – politische Folgerungen | 28 |
| Sympathie und Selbstbewusstsein | 39 |
| Zusammenfassende Thesen | 41 |
| Die Autoren | 44 |

Vorwort

Verfemte Begriffe melden sich zurück, wenn die Zeit sie braucht, gestern Elite, heute Patriotismus gerade nach den jüngsten Wahlergebnissen im Osten. Die Verwendung dieses Begriffs ist allerdings noch tastend: Bundespräsident Horst Köhler fühlt Liebe zu seinem Land. Angela Merkel verwies auf die Integration konservativen Gedankenguts in das demokratische Spektrum, als sie in der Hohmann-Affäre einen angemessenen Umgang mit Geschichte anmahnte. Und Bundeskanzler Schröder appellierte an Gemeinwohl und Opferbereitschaft, als er die Verlagerung von Arbeitsplätzen als unpatriotisch und die Zustimmung zu seinen Reformen als Patriotienpflicht bezeichnete.

Hinter all diesen Facetten steckt der Versuch, eine Antwort auf ein vielfach empfundenes Defizit und auf zunehmende Modernisierungs- und Differenzierungsprozesse zu finden: Was hält unsere Gesellschaft angesichts zunehmender Individualisierung, abnehmender Verteilungsspielräume und wachsender Internationalisierung eigentlich zusammen? Was stiftet Zusammengehörigkeit und Gemeinwohlbezogenheit jenseits der Rechtsordnung?

Überkommene Formen kollektiver Identifikation wie die Nation sind in Deutschland historisch belastet, der Staat ist vornehmlich auf wirtschaftliche und soziale Funktionalität reduziert. Darüber hinaus ist das Nationale angesichts des europäischen Zusammenwachsens künftig nur noch in Gestalt kultureller Unterschiede – Stichwort Kulturnation – greifbar.

Der normale deutsche Bürger bezieht seine Identitätsparameter aus gegebenen Lebenskontexten: aus eigener Erinnerung, aus seiner Arbeit, aus der Familie, aus sportlichen Wettkämpfen oder aus der wirtschaftlichen Leistungskraft. In ganz unterschiedlichen Situationen drängt patriotische Emotion zum Ausbruch: Wer

jubelt schon einer fremden Nationalmannschaft zu? Und wer will schon *made in Germany* abschaffen?

Bezugspunkt Heimat

Auch im Rückgriff auf positiv empfundene Geschichte etwa in Filmen wie Luther oder Das Wunder von Bern spiegelt sich das elementare Bedürfnis in der Gesellschaft nach kollektiv bezogenen Emotionen. Der viel beschworene Verfassungspatriotismus (Dolf Sternberger), der mit Recht den historischen Zusammenhang von Patriotismus und Freiheit betont, setzt, um wirksam zu werden, ebenfalls Formen der Identifikation mit Land, Volk und Kultur voraus.

So gesehen ist Patriotismus nicht ersetzbar durch One-World-Visionen. Ein Global Village ist allenfalls Medienrealität.

Jede Patriotismuskussion hat also von ganz natürlichen Gefühlen Liebe, Zuneigung, Sympathie und Wohlwollen auszugehen, die Menschen üblicherweise an ihre Heimat, an ihre Region, an ihre Lebenswelt und darüber hinaus auch an ihre Muttersprache und ihr Vaterland binden. Dass der Bundespräsident mit dem Bekenntnis, er liebe dieses Land, so viel Aufmerksamkeit hervorgerufen hat, zeigt, dass etwas Ursprüngliches verdeckt, aber nicht verschwunden ist.

Jahrzehntelang ging es hierzulande wirtschaftlich und sozial aufwärts. Heute befinden wir uns in einer Umbruchphase, ausgelöst durch den Verlust von Arbeitsplätzen, die demografische Entwicklung und die Vernachlässigung von Bildung und Forschung. Nun könnte man, wenn materielle Parameter sich abschwächen, auf Patriotismus setzen, um Reformen durch Appelle an das Gemeinwohl zu verkaufen und durchzusetzen. Gerhard Schröder macht es uns vor. Eine sinnvolle Debatte jedoch muss tiefer an-

setzen; zeitdiagnostischer Kulturpessimismus oder bloße Appelle greifen zu kurz. Es bedarf vielmehr fördernder politischer und gesellschaftlicher Rahmenbedingungen: Die Konzentration unserer öffentlichen Erinnerungskultur auf die deutsche Katastrophe zwischen 1933 und 1945 etwa hat in erheblichem Maße dazu geführt, dass die Vergangenheit davor bloß als Vorgeschichte wahrgenommen wird.

Neues Selbstbewusstsein

Zudem müssen Eliten vorleben, mitziehen und erklären. Nur immer auf den eigenen Schwächen herumzureiten, das demotiviert. Wir müssen bei angemessener Würdigung unserer unseligen jüngeren Vergangenheit unsere eigenen Stärken wieder mehr betonen. Und angesichts der noch längst nicht überwundenen Trennung zwischen West und Ost brauchen wir mehr Wissen übereinander, mehr Dialog und Begegnung miteinander. So muss sich die Kultusministerkonferenz endlich über die Behandlung der deutschen Frage in der Schule einigen. Auch Migranten müssen über Rechtstreue hinaus in die Verantwortung für dieses Land eingebunden werden. Familie und vorschulische Erziehung müssen sich als Orte sozialer und politischer Integration verstehen, das Bildungswesen muss Formen entwickeln, die Gemeinschaft und Gemeinsinn fördern, muss daher einen aufgeklärten Patriotismus, wie in einigen Landesverfassungen vorgegeben, als Lernziel verstehen.

Dazu bedarf es der Pflege positiver Geschichtsbilder gerade auch der Jahre nach 1945, der Pflege positiver Symbole, ihrer freiheitlich-demokratischen Tradition, und, als Ausdruck der Kulturnation, der Vermittlung unseres großen kulturellen Erbes. Wir brauchen zudem eine Selbstvergewisserung über den eigenen Wertekanon, der zur Selbstbehauptung motiviert. Toleranz darf

nicht mit Relativierung verwechselt werden. Dieser Wertekanon kann freilich nur im europäischen Kontext stehen. Dazu bedarf es wiederum der Vermittlung der Architekturprinzipien und der geistigen Grundlagen Europas in den Bildungseinrichtungen, um jenseits der Ökonomie die Bezugspunkte einer europäischen Identität zu begründen, in die nationale Identitäten einfließen.

Was moderner Patriotismus bedeutet

Patriotismus ist die Voraussetzung des Weltbürgertums

(Ralf Dahrendorf¹)

Ralf Dahrendorf² hat das 20. Jahrhundert als ein „sozialdemokratisches“ bezeichnet, das das „liberale“ 19. Jahrhundert abgelöst habe. Er wollte damit zum Ausdruck bringen, dass die „treibende Kraft zum wünschenswerten Fortschritt“ bezeichnet werde, der die „Zivilisierung“ der „Schmerzen der Modernisierung“ oblag. 1989 habe die „Erschöpfung der Kraft des sozialdemokratischen Projekts bewiesen“. Mit der „neuen Produktivkraft“ Globalisierung sei das „sozialdemokratische Werk“ getan: „Neue Aufgaben (stellen) sich für Politik und Gesellschaft.“ Dahrendorf hat wohlweislich nicht versucht, schon das 21. Jahrhundert zu etikettieren. Das ist nur im Rückblick möglich. Aber es ist eine Herausforderung an die Unionsparteien, darüber nachzudenken, welche geistigen Rahmenbedingungen dafür notwendig sein könnten, um Politik und Gesellschaft in ihrem Sinne zu prägen. Die Bürger erwarten nicht nur die Lösung der drängenden „harten“ Probleme. Sie erwarten auch Orientierung, langfristige Ordnungsperspektiven und einen erkennbaren Bezug zu einem Wertegerüst, das eben diese Ordnungsperspektiven nicht im Detail, wohl aber in der Langfristperspektive begründet. Wenn es im Detail immer weniger erkennbare Unterschiede zwischen den Parteien gibt, was in der Sache selbst, die es jeweils zu bewältigen gilt, begründet ist, so müssen zum mindesten diese Wertebezüge kenntlich sein

¹ Zitiert nach D. Sternberger, Verfassungspatriotismus, in: Ders., Schriften X, Frankfurt 1990, 19.

² Der Wiederbeginn der Geschichte. Vom Fall der Mauer zum Krieg im Irak, München 2004, 220ff.

bzw. kenntlich gemacht werden. In einer Zeit, in der die Frage nach dem Zusammenhalt unserer Gesellschaft immer dringlicher wird, um sie nicht weiter zerfallen, ja atomisieren zu lassen, sollte „(eine) lebenskluge Politik darauf achten, andere, nichtmaterielle Elemente zum Bestandteil eines breiten gemeinsamen Zusammenhalts zu machen. An ihnen fehlt es bei uns in einem beklagenswerten Ausmaße“. (Arnulf Baring).

Zu diesem Zusammenhalt könnte die Pflege eines aufgeklärten Patriotismus einen Beitrag leisten. Der Begriff ist wieder aktuell geworden. So hat die CDU-Vorsitzende Angela Merkel Ende letzten Jahres eine Debatte darüber angeregt, und Bundespräsident Horst Köhler hat bei mehreren Gelegenheiten seine Liebe zum Land unterstrichen und damit öffentliche Aufmerksamkeit hervorgerufen. Aktuell ist das Thema auch deswegen, weil Patriotismus eine mögliche Antwort auf die drängende Frage geben kann, was unsere Gesellschaft noch zusammenhält oder zusammenhalten kann. Modernisierungsprozesse sind immer auch Differenzierungsprozesse, heute dynamischer denn je. In einer freiheitlichen Gesellschaft wie der deutschen sind sie geradezu notwendig, zumal sie freiheitsermöglichend und freiheitssteigernd sind. Aber was stiftet noch Einheit in der Vielfalt, unter den Bedingungen der Globalisierung und jenseits der Rechtsordnung? Die Geschichte zeigt, dass es immer wieder bestimmter Formen bedarf, um Zugehörigkeit, Gemeinschaft, Zusammengehörigkeit, in einem Wort „Identität“ zu begründen. Patriotismus meint dann ein gesellschaftlich-politisches Verhalten, „bei dem nicht die eigenen oder Gruppeninteressen im Vordergrund stehen ..., sondern die Gesellschaft als Ganzes, der Staat ... , das heißt in älteren Begriffen: das bonum commune (Gemeinwohl), das Wohl des

Vaterlandes (patria). Patriotisches Verhalten ist daher stets Ausdruck einer besonderen politischen Kultur und Erziehung“.³

Wie ist diese allgemeine Definition näher zu konkretisieren und in Politik umzusetzen?

Identität, Geschichte, Nation

George Bernard Shaw stellte einmal lapidar fest: „Eine gesunde Nation ist sich ihrer Nationalität so wenig bewußt wie ein gesunder Mann seiner Knochen.“ Misst man an diesem Ausspruch die Zahl von Abhandlungen zur „Identität der Deutschen“, dann wird man den publizistischen Ausstoß weniger als Gesundungsprozess, sondern vielmehr als Symptom einer tiefen Bewusstseinskrise deuten können. Allerdings ist das so neu nicht: „Es kennzeichnet die Deutschen, dass bei ihnen die Frage ‚was ist deutsch?‘ niemals ausstirbt“, hat bereits Friedrich Nietzsche formuliert.⁴ In der Tat: Unsere westlichen Nachbarn scheinen mit Begriffen wie Identität und Nation nur geringe Probleme zu haben; bei unseren östlichen Nachbarn scheint dies komplizierter zu sein, da sie erst nach dem Zusammenbruch des Sowjetregimes ihre staatliche Souveränität zurückgewonnen haben und insofern ihr Verhältnis von nationaler Identität und europäischer Integration mit der Abgabe traditioneller Souveränitätsrechte nach dem 1. Mai 2004 eine politische Neuorientierung verlangt.

Grundsätzlich aber gibt es keinen Diskurs über „Identität“, der nicht historisch wäre, weder bei uns noch bei unseren Nachbarn; dahinter steht die Überzeugung, dass Geschichte, das Erbe der

³ O. Denn, Nation und Nationalismus in Deutschland, 1770-1990, München³1996, 16.

⁴ Jenseits von Gut und Böse Nr. 244.

gemeinsamen Erinnerung, und „Identität“ in besonderer Weise zusammengehören, das eine ohne das anderen nicht denkbar sei, dass mithin Großgruppen beides bräuchten.⁵ Dazu bedarf es freilich der volkspädagogischen „Aufbereitung“ von Geschichte. Dabei gibt es sogar Versuche, selbst die negativen Aspekte der Geschichte umzudeuten; hier lassen sich drei Zugeweisen feststellen:

- Die erste ist die, die in der in den 80er Jahren neu justierten „Traditionspflege“ der SED zum Ausdruck kommt: Klar formuliertes Ziel war es zu „zeigen, dass deutsche Geschichte reich ist an großen und leuchtenden Beispielen von Mut, Heldentum, Patriotismus und Hingabe an die große Sache des deutschen Volkes ... Es gilt, die Historiker der DDR mit dem *sanctus amor patriae*, mit der heiligen Liebe zum Vaterland, zu erfüllen ...“.⁶
- Die zweite ist die rot-grüne, die sich auf „68“ zurückbezieht: Geschichte zur gegenbildlichen Chiffre zu machen, sie damit zum Gegenbild zu erklären (incl. „Sonderweg“) und auf diese Weise eine „neue“ Identität *ex negativo* zu begründen; damit wird diese Vergangenheit zugunsten neuer politischer Identitätsmuster funktionalisiert und gewinnt so ihren politischen Nutzen. Damit lässt sich überdies die Absicht verbinden, den Holocaust als nicht nur deutsches, sondern jetzt als „europäisiertes“ Phänomen zur Stiftung europäischer Identität zu nutzen⁷, verbindet sich allerdings zugleich die „kühle Einbettung

⁵ Zur Problematik des Identitätsbegriffs s. Th. Meyer, *Die Identität Europas*, Frankfurt/M. 2004, 10ff.

⁶ Vgl. E. Kurth/H. von Löwis, *Der Griff nach der deutschen Geschichte. Erbeaneignung und Traditionspflege in der DDR*, Paderborn u.a. 1988 (Studien zur Politik Bd. 11) 39.

⁷ Vgl. die überzeugend-ablehnende Betrachtung von L. Probst, „Bitte weniger Geschichtspädagogik“, FAS vom 7. Dezember 2003.

des Grauens in eine ferne Vergangenheit, die zur Chiffre wird“ (Michael Jeisman⁸). Günter Franzen hat darauf aufmerksam gemacht, dass dieser Umgang mit Geschichte nur mehr einen „gefühlarmen Konsens des Gedenkens“ zulässt und das Recht auf eigene Gefühle und Erinnerungen abspricht, nur absprechen kann⁹: Nicht mehr die „Unfähigkeit zu trauern“, sondern das kollektive „Verbot zu trauern“ wäre die Konsequenz.

- Die dritte ist jene, nationale Identitätskontinuität erhalten zu wollen, aber zu glauben, dies nur mit einer „gereinigten“ Geschichte tun zu können (im Extrem etwa bei Martin Hohmann oder Konrad Löw), die man daher „bereinigen“ müsse, um die erwünschte „reine“ Identität entwickeln zu können, statt Gegensätze auszuhalten.

Bei der ersten Variante hatte, auch wenn es gründlich misslungen ist, die SED immerhin begriffen, dass der Stabilisierungs- und Integrationsfunktion von Geschichte eine gewisse positive gesellschaftliche Bedeutung zukommen könnte. Allerdings musste man dem Ganzen ein geschichtsphilosophisch-wertendes Konstrukt zugrundelegen: Geschichte wird eingeteilt in positiv (die Linie fortschreitender Emanzipation bis hin zum „Arbeiter- und Bauernstaat“) und negativ (antiemanzipatorisch/reaktionär bis hin zu Hitler und zur Bundesrepublik): aus letzterer konnte man sich verabschieden und sich auf diese Weise „entlasten“. Die beiden Varianten sind dagegen intellektuelle Konstrukte ohne Sinn oder Realitätsbezug: Dass man aus der Erinnerungskonstante Holocaust für alle Zeiten eine negative Identität beziehen müsse, Fernerinnerung untersagt, Trauer erst gar nicht legitim wird, geht an jeder Lebenswirklichkeit vorbei. Die dritte Variante vor allem

⁸ In einer Nachbetrachtung zur Wehrmachtausstellung in der FAZ vom 31. Januar 2004: „Unsere Notwahrheiten“.

⁹ „Links , wo kein Herz ist“, Spiegel 44/2003.

deswegen, weil sie letztlich sinnlose und Antisemitismus bedienende Entschuldungskontexte konstruieren muss. Denn wer wollte ernsthaft annehmen, dass durch das Angebot irgendwelcher Geschichtskonstruktionen der Identitätsgrad oder der Identifikationsgrad, gar die „Stimmung“ in einer pluralistischen Gesellschaft steigt oder bei deren Ausfall noch weiter absinken würde? Was haben denn die derzeitige wirtschaftliche Lage oder die Volten der aktuellen Bundespolitik, die ganz sicher nicht stimmungsfördernd sind, mit dem NS-Regime zu tun? Der normale deutsche Bürger, auch der, der an Geschichte interessiert ist, bezieht seine Identitätsparameter, wenn er denn überhaupt um die Fragestellung weiß, ganz natürlich aus gegebenen Lebenskontexten, aus eigener Erinnerung, aus seiner Arbeit, aus der Familie, aus sportlichen Wettkämpfen (1954!), aus der wirtschaftlichen Leistungskraft. Henry Kissinger hat einmal gesagt, die Bundesrepublik sei eine Ökonomie auf der Suche nach einem Staat; man wird ergänzen müssen: Der stärkste „Kitt“ dieser Republik waren nun einmal DM und Sozialstaat. Die Probleme, die wir heute haben, sind entstanden durch abnehmende Arbeitsplätze infolge von Wettbewerb durch Globalisierung, durch die demographische Entwicklung und durch die Vernachlässigung von Bildung und Forschung. Heute wird so getan, als sei der Sozialstaat eine Fehlentwicklung der deutschen Geschichte gewesen, der die Menschen nur fettlebig gemacht habe.¹⁰

Nun könnte man, wenn solche materiellen Parameter an Intensität abnehmen, was derzeit der Fall zu sein scheint und wobei auch hier wiederum deutlich autoaggressive Züge zu erkennen sind, auf den Gedanken verfallen, nun müsse man wieder auf Patriotismus setzen, weil Patriotismus unmittelbar benötigt wird, um Reformen

¹⁰ Vgl. auch A. Gauland, „Sie wollen eine andere Republik“, WELT vom 15.Dezember 2004.

durch Appell an das Gemeinwohl „verkaufen“ und durchsetzen zu können.¹¹ Das führt zu der skurrilen Formulierung von Bundeskanzler Schröder, Patriot sei, wer seinen Reformen zustimme. Die Synthese von Patriotismus und Nation erlebt in dieser Sichtweise eine Renaissance, weil sie primär als Opferbereitschaft gedacht wird. Und daher verfiel Achatz Müller in der „Zeit“ auf den nicht minder skurrilen Einfall, man brauche die deutsche Opfererzählung, um durch Stimulierung der Opferbereitschaft die Krise der Sozialsysteme zu meistern.

Pathos und Appell ändern aber nichts an der Tatsache, dass völlig unklar ist, welche Rahmenbedingungen und Rahmenorientierungen Patriotismus heute eigentlich haben sollte und vor allem wie er wieder zu beleben sei, nachdem man im Gefolge von „68“ den Begriff über Jahrzehnte negativ aufgeladen und mit Nationalismus nahezu identifiziert hatte. Aber was soll ich denn „lieben“ in einer Welt, deren Mechanismen immer abstrakter werden und jenseits des unmittelbaren Lebenskreises immer weniger Raum für Gefühlsbindungen zuzulassen scheinen? Gemeint sein kann nur ein „aufgeklärter“ Patriotismus, der sich nicht als Abgrenzung zu anderen versteht, sondern in sich kulturelle Identität und Geschichtsbewusstsein, Gemeinschaftsgefühl, Bekenntnis zu Demokratie und Rechtsstaatlichkeit, zu innerem Frieden, und Berechenbarkeit und schließlich Offenheit und Toleranz vereint.

Blickt man in die deutsche Geschichte zurück, so waren es einige Orientierungsmarken, an denen sich Patriotismus festmachen konnte: der Fürst, der Kaiser, die ins Sakrale erhobene Nation, das „heilige Deutschland“, „das Reich“, und gegenüber denen er ab-

¹¹ Vgl. auch A. Gauland, „Das Pathos der Selbstbehauptung. Patriotismus lässt sich nicht zur Behebung eines Reformstaus mobilisieren“, WELT vom 10. Juni 2004.

gegrenzt wurde: „vaterlandslose Gesellen“ (damals Sozialdemokraten), die katholische Kirche im Kulturkampf usw.¹²

Diese historischen Orientierungsmarken sind weithin entfallen, heute denkbare Gegenbilder – Stichwort: „Kampf der Kulturen“ o.ä. – werden zwar schon diskutiert, sind aber (noch) nicht wirkmächtig, um öffentlich zu „mobilisieren“. Hinzu kommt, dass „nationale“ Identität, wie man sie heute üblicherweise nennt, sich in Beziehung setzen soll zu einer als sie übergreifend eingeforderten „europäischen“ Identität, deren Orientierungsmarken dann notwendigerweise zumindest teilidentisch sein müssen, wenn man nicht davon ausgeht, dass das „Europäische“ das „Nationale“ vollständig ersetzen wird. Und hinzu kommt schließlich, dass der Begriff der „Nation“ als *das* Bezugselement nach 1945 entsakralisiert, der Begriff des Staates von quasi metaphysischer Überhöhung auf Funktionalität reduziert wurde.

Zur Reduktion von Nation und Staat

„Nation“ ist ein höchst schillernder Begriff, der sich am einfachsten definieren lässt als „Formel für gesellschaftliche Einheitsymbolisierung“¹³, wobei das, was Einheit stiftet, höchst verschieden sein kann: die Sprache, die Religion¹⁴, die Kultur, wozu

¹² Zum historischen Zusammenhang von Patriotismus und Nationalismus s. Ch. A. Bayly, *The Birth of the modern World 1780-1914*, Oxford 2004.

¹³ Vgl. G. Kiss, in: J.-D. Gauger/J. Stagl (Hgg.), *Staatsrepräsentation*, Berlin 1992 (Schriften zur Kulturosoziologie 12) 105ff.

¹⁴ Vgl. auch P. Kirchhof, „Die Freiheit liegt im Unterschied“, *Cicero* 7/2004, 72ff.

auch die sog. Erinnerungskultur zählen würde, die Geschichte¹⁵: Ernest Renan hat sie ein „geistiges Prinzip“ genannt, das sich aus zwei Quellen speist: aus Vergangenheit und Zukunft, aus dem gemeinsamen Besitz von Erinnerungen und dem Wunsch zusammenzuleben, als „tägliches Plebiszit“.

Was bedeutet diese allgemeine Formulierung für uns, was sollen wir heute eigentlich unter „national“ zu verstehen?¹⁶ Verganzen ist der umfassende kulturelle Nationenbegriff der Frühen Neuzeit, als Deutsche im Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation von der Ostsee bis zur Adria und von der Maas bis zur Memel lebten. Wir verstehen darunter auch nicht mehr den auf umfassende staatliche Einheit ausgerichteten Begriff des 19. Jahrhunderts, der auf dieser Tatsache basierte. Seither ist das Nationale – für die Deutschen – einem gewaltigen Wandel unterworfen gewesen: Nation und nationalstaatliche Einheit werden erst mit der Französischen Revolution zur geschichtsmächtigen Kraft.

Während in Frankreich sich im monarchischen Staat in Jahrhunderten die Nation entwickelt hatte, verlief die deutsche Geschichte eher umgekehrt. Bis in das 19. Jahrhundert hinein bedurfte die deutsche Nation der staatlichen Einheit nicht. Es gab eine Nation, aber in vielen Staaten. Kein Mensch kam auf die Idee, für sie die staatliche Einheit zu fordern. Erst die Notwendigkeit, die Bedrohung durch den neuen französischen Nationalstaat abzuwehren, führte Anfang des 19. Jahrhunderts zur Politisierung des Nationalen. Es ging nach außen um nationale Selbstbehauptung, nach innen aber um demokratische Selbstbestimmung gegen die partikularen Gewalten der Fürsten und Könige, also um nationale

¹⁵ Vgl. auch W. Ribhegge, Nationale Traditionen in Deutschland, Stimmen der Zeit 129/2004, 317ff.

¹⁶ Zum Folgenden vgl. G. Buchstab, Nation und Staat, Die Politische Meinung 242/1998, 39ff.

Souveränität und um nationale Demokratie, um Einheit und um Freiheit. Die Frage des Verhältnisses von Einheit zu Freiheit war von Anfang an ein Problem der deutschen Nationalstaatsentwicklung. Die nationale Bewegung erreichte weder das eine noch das andere. Der Selbstbehauptungswille der kleineren Staaten stand ebenso dagegen wie der Großmachtdualismus Österreichs und Preußens. Eine weitere Schwierigkeit der Nationalstaatsgründung war außerdem begründet in der Auseinandersetzung um die großdeutsche oder kleindeutsche Lösung; diese Schwierigkeit verstärkte sich durch die ungeklärte Frage nach den Grenzen dieser Nation. Als schließlich das Deutsche Reich durch Krieg und von oben 1871 geschaffen war, blieb der Nationalstaat unvollendet, mit Deutschen außerhalb der Reichsgrenzen und Nichtdeutschen innerhalb. Das Bismarck-Reich entsprach also schon nicht mehr dem Inhalt der ersten Strophe des Deutschlandlieds.

Die Niederlage von 1918/19 hat den deutschen Nationalstaat zwar erhalten (Hagen Schulze bezeichnete dies als „Wunder“), aber weiter reduziert: ohne Westpreußen, ohne oberschlesische Gebiete, ohne die Sudeten, ohne Elsaß und vor allem auch ohne Südtirol und ohne Österreich, dessen Anschluss alle forderten. Der fast völligen Integration der deutschen Nation im Jahr 1938 folgten nach 1945 der Untergang des Reiches und der fast vollständige Rückzug aus ihr: Österreich wurde nun endgültig losgelöst und verselbständigte sich; die östlichen Gebiete wurden abgetrennt, die Deutschen vertrieben, das Rumpfreich schließlich auch noch geteilt. Als Resümee wird man festhalten müssen, dass für die Deutschen nationale Identität und staatliche Identität nie – auch nicht nach 1938 – zusammenfielen. Diese wechselvolle Geschichte spiegelt sich auch in der Geschichte unserer nationalen Symbole, von Hymne und Flagge, Deutschlandlied und Schwarz-Rot-Gold. Solange es Nationalflaggen gibt, hat das deutsche Volk mit zwei Fahnen gelebt; und das Deutschlandlied hat – seit seinem Entstehen vor über 150 Jahren – nur elf Jahre uneingeschränkt

Geltung besessen. Beide waren Symbole mehr der Hoffnung als der Gewissheit, mehr des Sollens als des Seins.

Beim Zusammenbruch 1945 hat Deutschland mit seiner unabhängigen Staatlichkeit auch seine nationale Symbolik eingebüßt. Dem Symbolvakuum entsprach ein durch die Nazizeit verursachter weitverbreiteter und eigentlich bis heute nachwirkender Symbolüberdruß. Als der Parlamentarische Rat über die Flagge des zu schaffenden Staates zu beraten hatte, meinte Theodor Heuss, Symbole kann man nicht beschließen, sie entstehen aus einem geschichtlichen Vorgang und nicht aus Abstimmungen. Also knüpfte man an die liberal-demokratische Tradition der Frankfurter Paulskirche von 1848 an und nahm Schwarz-Rot-Gold.

Das „Lied der Deutschen“ wurde erst um die Jahrhundertwende bekannter. Heftige Kritik gab es aufgrund sprachlicher Missverständnisse sowohl im In- wie im Ausland, bis zum heutigen Tag wird der Text der ersten Strophe teilweise als Provokation und Ausdruck nationalistischer Überhebung aufgefasst. Erst 1922 wurde das Lied von Reichspräsident Friedrich Ebert zur offiziellen deutschen Nationalhymne erklärt. Weil sie aber im Hitler-Reich zusammen mit dem „Horst-Wessel-Lied“ gesungen werden musste, kam sie in Verruf und wurde 1945 von den Alliierten verboten. Sie ist also in ganz Deutschland nur 23 Jahre, davon zwölf Jahre zusammen mit dem nationalsozialistischen Kampflied, in Gebrauch gewesen.

Auch wenn heute festgestellt werden kann, daß die Zurückhaltung der Bevölkerung gegenüber Symbolen nationaler und staatlicher Identifikation schwächer geworden ist, wie die Fahnen auf Fußballplätzen, Autoaufkleber usw. andeuten könnten, bleibt die Unkenntnis ihrer freiheitlich-republikanischen, auf den nationalen Staat fixierten Tradition groß. Es liegt nahe, dies als Gleichgültigkeit der Bürger gegenüber den verschütteten Traditionslinien unserer Geschichte mit all ihren Höhen und Tiefen zu interpretie-

ren. Aber ist das unsichere Verhältnis zu den staatlichen und nationalen Symbolen nur eine Reaktion auf den Nationalsozialismus und seinen Fahnen- und Hymnenkult? Ist es nicht auch ein Symptom für ein verändertes Verhältnis zum Staat und zur Nation überhaupt?

Der Kult des Nationalstaats, dem sich das 19. Jahrhundert hingab, gehört jedenfalls der Vergangenheit an. Die Erwartungshaltung gegenüber dem Staat hat sich ebenfalls grundlegend gewandelt, das Staatliche ist nicht mehr mit dem Nationalen kongruent. Denn der Staat wird nicht mehr als Verkörperung der Nation begriffen, er garantiert Rechtseinheit und Rechtsgleichheit, wird als Funktionalität verstanden und als Sozialstaatsbürokratie akzeptiert. Kurz: Der Staat hat für die Bevölkerung heute einen völlig anderen Sinngehalt als noch vor 50 oder gar vor 150 Jahren. Solange der Druck machtpolitisch konkurrierender Nachbarnationen bestand und zur inneren Einheit zwang, solange war nationalstaatliche Abgrenzung eine geschichtliche Notwendigkeit. Je offenkundiger die internationalen Voraussetzungen nationalstaatlicher Außenabgrenzung jedoch an Wirkung verlieren, desto mehr beleben sich wieder die provinziellen Herkunftswelten. Die Rückbesinnung auf die „Heimat“ ist dafür ein signifikantes Indiz.¹⁷ Sie stellen – auf eine sehr subtile Art – den nationalen Staat auf den Prüfstand, indem sie subnationale Identitätsräume schaffen, und lockern so die ehemals für unauflöslich gehaltene Bindung der Nation an den Staat. Mit 1945 hat zudem das alte europäische Staatensystem seine weltpolitische Bedeutung verloren, und es fragt sich, ob der frühere geschlossene Nationalstaat nunmehr als kulturelle Einheit – vergleichbar einem Land in der Bundesrepublik, wie z. B. Bayern – weiterleben wird oder als

¹⁷ Immer noch beeindruckend M. Walser, Heimatkunde, in: Ders., Aufsätze und Reden, Frankfurt/M. 1968, 40ff.

politische Aktionseinheit in einem „Europa der Vaterländer“ erhalten bleibt, nun allerdings ohne sein eigentliches Wesensmerkmal, die eifersüchtig gewahrte nationale Souveränität, die in starkem Maß auf Feindbildern und Überlegenheitsvorstellungen aufbaute. Die Abkehr vom „monistischen Nationalstaat“, von der Idee des geschlossenen Nationalstaats, die „Öffnung der deutschen Staatlichkeit“ (Ipsen) war bereits vom Herrenchiemseer Verfassungskonvent vorgesehen. Es ist schließlich unbestreitbar, daß sich die Einstellung zum Nationalstaat, vor allem vieler Westeuropäer und hier insbesondere der jüngeren Generation, nach dem Zweiten Weltkrieg grundlegend verändert hat. Unser Blickfeld hat sich u. a. durch hervorragende Reisemöglichkeiten, Schüleraustausch, Städtepartnerschaften und durch die tägliche Fernsehberichterstattung rund um den Globus weit über den Horizont der Grenzen des eigenen Staates hinaus ausgedehnt. Durch diesen intensiven Kontakt und nicht zuletzt auch wegen des skizzierten gesellschaftlichen Prozesses sind nationalistische Vorbehalte gegenüber den europäischen Nachbarn wie auch gegenüber der europäischen Integration zurückgetreten.

Die „Unentbehrlichkeit der Vaterländer“

Wie lässt sich vor diesem Hintergrund heute Patriotismus noch füllen, wenn man sich nicht nur auf die formale Bestimmung zurückzieht, Patriot sei derjenige, der das Eigene liebt, Nationalist der, der das Andere hasst (de Gaulle)? Natürlich waren Konrad Adenauer oder Kurt Schumacher „Patrioten“, und sie hätten gegen dieses Signum ebenso wenig einzuwenden wie heute Angela Merkel. Aber das Verständnis dessen, was nach 1945 „patriotische Pflicht“ sei, variierte doch entscheidend. Und heute muss

daher erst einmal wieder bestimmt werden, was eigentlich gemeint ist und welche Parameter dafür vorhanden sein könnten.¹⁸

Dolf Sternberger hat bekanntlich den Begriff des „Verfassungspatriotismus“ geprägt. Es wurde dieser Prägung gerne vorgeworfen, sie sei zu kühl, zu rational, um wirklich Bindungen zu erzeugen. Dabei hat Sternberger nie daran gedacht, etwas zu „ersetzen“, er hat nur auf die historische Tatsache und daher ergänzend aufmerksam gemacht, dass die Staatsverfassung, die Freiheit garantiere, immer auch ein patriotischer Bezugspunkt gewesen und ihre deren Verteidigung daher gerade angesichts unserer Geschichte patriotische Pflicht sei.¹⁹ Er hätte die anderen integrierenden Elemente – also Sprache, Religion, Kultur, Geschichte – nicht infragegestellt.

Dennoch wird man eine Ebene tiefer ansetzen müssen.

Manfred Hättich hat einmal von der „Unentbehrlichkeit der Vaterländer“ gesprochen, und er machte damit auf die einfache, natürliche Gegebenheit aufmerksam, dass ein emotionales Verhältnis zu den Lebenskreisen, in die man hineingeboren wurde und in denen man aufgewachsen ist, was mithin „Heimat“ darstellt, eine ganz natürliche Gegebenheit ist²⁰ und durch Liebe, Stolz, Respekt, Zuneigung, Sympathie, Wohlwollen gekennzeichnet werden kann. „Vaterland“, das ist der äußere Ring diverser Lebenskreise (Familie, Gemeinde, Arbeitswelt usw.), die er umschließt. Man kann die Landschaft, in der man lebt, oder die Kommune, für schön und lebenswert halten. Gerade in Zeiten zunehmender Dynamisierung und Globalisierung steigt das

¹⁸ Vgl. auch G.P. Hefty, „Es geht ums Eingemachte“, FAZ vom 27. Dezember 2003.

¹⁹ D. Sternberger, Verfassungspatriotismus (1982) s. Anm. 1., 17ff.

²⁰ Vgl. auch H. Hamilton, „I’m a Kraut and I’m proud“, Literarische WELT vom 12. Juni 2004.

Bedürfnis nach „Heimat“. Man kann Respekt empfinden vor der Leistung der Vorfahren, die dieses Ambiente geschaffen haben, man kann stolz sein auf durch persönliche Leistung Erreichtes, Verantwortung dafür fühlen, dass erhalten und weiterentwickelt wird. Es gibt es eine Fülle von positiven emotionalen Beziehungen dieser Art.

Wie steht es aber mit Kollektiven wie „Volk“, „Vaterland“ „Deutschland“? Ja auch „Nation“ – trotz aller historischen Unschärfen, Verwerfungen und belastenden Überhöhungen, nicht mehr als „Staatsnation“ neuzeitlichen Typs, wohl aber als „Kulturnation“, die auch in Zukunft sicher „unvermeidbar“ sein wird und nur in Grenzen „europäisiert“ werden kann. Das Problem besteht hier schlichtweg darin, dass wir uns haben einreden lassen, dazu dürfe man gerade keine emotionale Beziehung entwickeln, das führe nur wieder ins Unglück und sei durch Auschwitz überhaupt verboten.²¹ Bekanntlich hat Günter Grass mit der Berufung eben darauf die deutsche Einheit für geschichtswidrig erklärt („Der Ort des Schreckens, als Beispiel genannt für das bleibende Trauma, schließt einen zukünftigen deutschen Einheitsstaat aus.“)

Patriotismus ist freilich kein seelischer Dauerzustand, er zeigt sich dann, wenn er (heraus-) gefordert wird. Hier ist an vieles an natürlichen Emotionen zurückgedrängt worden, sie werden öffentlich nur selten präsent, daher ist auch das öffentliche Bekenntnis dazu rar geworden. Dass der neue Bundespräsident mit dem einfachen Bekenntnis, er liebe dieses Land, soviel Aufmerksamkeit hervorgerufen hat, zeigt doch nur, dass hier über Jahrzehnte etwas ganz Ursprüngliches verdrängt worden, aber nicht verschwunden ist, was sich schon in ganz einfachen Lebenskontexten zeigt, in denen patriotische Emotion zum Ausbruch drängt:

²¹ Vgl. auch den lesenswerten Beitrag von L. Akgün, 1962 aus der Türkei eingewandert, „Schwarz-Rot-Gold im Wind, FR vom 28. Februar 2004.

Wer jubelt schon einer fremden Nationalmannschaft zu? Oder wer will „made in Germany“ abschaffen? Oder will, dass möglichst nicht im nationalen Rahmen entschieden wird, sondern in Brüssel,²² zumal nach einer jüngst veröffentlichten Umfrage ein recht gesundes Mischungsverhältnis besteht zwischen dem Bekenntnis zur eigenen Nationalität und zu Europa.²³ Wenn namhafte SPD-Politiker Unternehmer, die Arbeitsplätze in Ausland transferieren, des mangelnden „Patriotismus“ zeihen und sie als „vaterlandslose Gesellen“ beschimpfen, dann setzen sie auf die Existenz eines solchen Gefühls, und umgekehrt zeigt die Reaktion der Betroffenen, dass sie genau das nicht sein wollen, was ja belegt, dass solche Affekte vorhanden sind. Wäre es ihnen gleichgültig, würden sie nicht mit dem Argument reagieren, gerade dies schaffe Arbeit in und Märkte für Deutschland.²⁴

Daher ist auch Patriotismus nicht ersetzbar durch „one-world“-Visionen. Deutschland kann sich nicht verstecken hinter Vorstellungen von einer „Weltgesellschaft“ oder einer „Weltinnenpolitik“. Ein „global village“ ist allenfalls Medienrealität. Und es ist auch unzutreffend, die Rückkehr positiv empfundener Geschichte als nostalgischen Eskapismus und als Angst vor der Zukunft zu deuten,²⁵ jene Suche nach einer positiv deutbaren Vergangenheit,

22 Vgl. R. Köcher, „Die ignorierte Macht“, FAZ vom 17. Dezember 2004.

23 „Wie europäisch sind die Europäer“, WamS vom 18. April 2004.

24 Vgl. auch A. Posener, „Patriotischer Egoismus“, WamS vom 28. März 2004, C. Schmergal, „Rette sich, wer kann“, WamS vom 28. März 2004; dass die Bild-Zeitung das Thema sofort aufgriff (24./25. März 2004: Hans-Olaf Henkel, „Unternehmen sind Patrioten“, belegt dessen Aktualität; zum Thema selbst D. Marin, A Nation of Poets and Thinkers – Less so with Eastern Enlargement, CEPR, Diskussionspapier Nr. 4358 und o. N., „Gen Osten – den hiesigen Jobs zuliebe“, FAS vom 18. April 2004.

25 So G. Matzig, „Vom Ende der Zukunft“, SZ vom 28. Februar 2004.

die noch jene Werte bereit zu halten scheint, deren Verschwinden heute beklagt wird – Gemeinschaft, Leistung, Einsatz, Zusammengehörigkeitsgefühl, Opferbereitschaft und als „altmodisch“ abqualifizierte (Sekundär-)Tugenden. Vielmehr spiegelt sich darin das elementare Bedürfnis danach, auch hier kollektiv bezogene Emotionen haben zu dürfen. Die Liste der 10 „besten Deutschen“, die das ZDF wählen ließ, zeigt durchaus, dass in Deutschland ein aufgeklärtes, kulturorientiertes Verständnis von Geschichte besteht. Dass Martin Luther an zweiter Stelle stand und jüngst auch im Kino eine Renaissance erfuhr,²⁶ verweist darauf, dass das Bewusstsein wächst, dass es eine deutsche Geschichte vor 1933 gegeben hat, und zwar keine unbedeutende, auch wenn jungen Menschen immer mehr klare Kenntnisse fehlen. Dass die in Fernsehen stattfindende Renaissance des deutschen Widerstandes eine so große positive Resonanz findet, gehört ebenso in diesen Zusammenhang wie die Antwort auf die Frage, warum Konrad Adenauer zum „besten Deutschen“ gewählt wurde. Dieses Ergebnis ist doch nicht nur so zu verstehen, daß heute eine Leitfigur ähnlichen Zuschnitts fehlt, sondern weil die Adenauer-Ära mit Krisenüberwindung, Gemeinschaft, Aufbruch, „made in Germany“ und klarer Führung und Stetigkeit in der Politik assoziiert wird. Darum treffen auch Filme wie Sönke Wortmanns „Das Wunder von Bern“, der sogar Bundeskanzler Schröder zu Tränen gerührt haben soll, oder „Das Wunder von Legende“ genau dieses Bedürfnis, sich in positiver begriffener Gemeinschaft „beheimatet“ zu sehen.²⁷

²⁶ Vgl. auch E. Fuhr, „Lieb Vaterland. Jahresrückblick 2003. Wie die Deutschen den Patriotismus wieder entdecken“, WELT vom 29. Dezember 2004.

²⁷ Vgl. auch den Bericht „Helden bitte melden“, Spiegel /49/2003.

Mithin geht es gar nicht darum, etwas neu zu kreieren, sondern Vorhandenes zu verstärken.

Es hat sich in diesem Kontext eingebürgert, nach „Stolz“ zu fragen. Auf etwas, für das man nichts kann, nämlich ein Deutscher zu sein, also auf den Zufall, kann man kaum „stolz“ sein. Aber können wir nicht „stolz“ sein auf das, was wir als Gemeinschaft notabene nach 1945 erreicht haben? Allein nur bezogen auf unsere Fragestellung: Wir unterhalten eine Gedenkstättenkultur, die ihresgleichen sucht, die Jugend bekennt sich zur Demokratie. Rechtsradikale haben keine Chance, nur 4,3 Prozent outen sich als „Judenhasser“, zwei Drittel lehnen entsprechende Vorurteile ab (FOCUS 50/2003). Das in jedem Volk vorhandene und offenbar unausrottbare Antisemitismuspotential liegt (auch im europäischen Vergleich) im „positiven“ Bereich. Allenthalben wird attestiert, es gäbe kein Volk, das sich in solch intensiver Weise mit der eigenen Vergangenheit auseinandergesetzt hätte.

Notwendige Rahmenbedingungen – politische Folgerungen

Was aber offenbar fehlt, sind verstärkende und damit fördernde Rahmenbedingungen, derer sich Politik und Gesellschaft gemeinsam annehmen müssen, wenn eine solche Debatte erfolgreich sein will:

1. Es fehlt an Eliten, die vorleben, mitziehen und erklären; deutsche Elite-Diskussionen beschränken sich derzeit nur auf die Frage, wie wir mit entsprechenden Produkten Indier, Amerikaner und Chinesen das Fürchten lehren. Aber wie steht es um die „geistige Situation der Zeit“? Was hinterlassen Wirtschaftsführer, Banker usw., die Wasser predigen und Wein trinken, für

einen Eindruck in der öffentlichen Wahrnehmung von Staat und Gesellschaft? Eigentum verpflichtet²⁸? „Ein Volk von Raffkes, Steuerhinterziehern und Betrügern“ hat kürzlich Hugo Müller-Vogg seine zeitdiagnostische Einschätzung betitelt.²⁹ Wenn „die da oben“ es dürfen, warum sollen sich „die da unten“ moralischer verhalten? Oder Medien, bei denen „Menschenwürde“ längst der Quote gewichen ist? Oder jene Intellektuellen, die sich sonst zu allem Möglichem äußern, denen aber zur aktuellen ökonomischen Krise und ihren mentalen und sozialen Folgen offenbar nichts einfällt? Wer eine Gesellschaft auf den „Markt“ reduziert, bekommt ihn! Allerdings zu erheblichen Folgekosten „für den gesellschaftlichen und sozialen Humus jenseits von Lohn und Gehalt“ (Alexander Gauland). Und wie soll „eine politische Klasse ohne Lust an und Liebe zum Land“ (Herbert Kremp³⁰) Patriotismus fördern, wenn schon das Wort selbst eher schamhaft-zurückhaltend gebraucht wird. Es ist nur zu hoffen, dass das Signal des neuen Bundespräsidenten aufgegriffen und in die Breite wirkt.

2. Was soll man von einem Land halten, das sich selbst immer wieder und gerne schlechtredet,³¹ was auswärtige Betrachter im übrigen überhaupt nicht verstehen können³²: Deutschland am Rand des Abgrunds, das ist das sich einstellende Perma-

28 Vgl. H. Prantl, „Robin Hood 2004“, SZ vom 27. März 2004.

29 WamS vom 21. März 2004.

30 „Im Schacht der deutschen Mentalität“, WamS vom 29. Februar 2004.

31 Vgl. nur die Zusammenstellung fast ausschließlich negativer Fernsehsendungen der vergangenen 4 Jahre, FAZ vom 19. Mai 2004: „Von deutscher Republik“; s. weiter W. van Rossum, „Widerspruch ist zwecklos. Wie Sabine Christiansen uns eine streitbare Demokratie vor-spiegelt“, FAS vom 13. Juni 2004.

32 Vgl. E. Krekeler, „Ein wenig stolz“, Literarische WELT vom 17. April 2004.

nenzgefühl, das Wort „Angst“ wird schon in Fremdsprachen adaptiert. War es früher der „Saure Regen“ oder das Waldsterben, so sind es heute das marode Bildungssystem, die vermeintlich freizeitverwöhnten Arbeitnehmer, die unfähigen Unternehmer usf. Derzeit – offenbar nicht ohne politische Hintergedanken – wird der angeblich misslungene „Aufbau Ost“ thematisiert: Nicht das Geleistete ist 14 Jahre später von Interesse, sondern das Misslungene ist die Botschaft.³³ Es ist daher schon bemerkenswert, dass Politiker, jüngst noch der vormalige Bundespräsident Rau, es offenbar da und dort für notwendig halten, noch mitzuteilen, so schlimm stünde es um Deutschland doch gar nicht, um wenigstens ein bisschen Mut zu machen. Richtig ist natürlich, dass man zunächst die Negativfolie aufbauen muss, um zu „Reformen“ zu kommen, wobei niemand bestreitet, dass solche überfällig sind. Was wir aber derzeit an „Reformen“ erleben, ist nicht nur handwerklich nicht überzeugend, es fehlt auch jene Langfristperspektive, die den Bürgern kommuniziert werden kann und muß.

3. Auffällig ist, dass der Patriotismus-Begriff nicht nur und eher nebenher im Kontext misslungener Geschichtsverarbeitung oder als Instrument, um Personen anzugreifen, benutzt wird, sondern vor allem im Zusammenhang mit der Reform des Sozialstaats, mit dem Appell zu mehr Eigenverantwortung oder zur „Bürgergesellschaft“. Das setzt allerdings voraus, dass die Bürger zustimmen, sich positiv dazu verhalten und dass ein entsprechendes gesellschaftliches Substrat, sprich bürgerlicher Mittelstand, existiert. Natürlich kann man zeitdiagnostisch den individualistischen Konsumhedonismus, mangelnden Gemeinsinn, aber auch mangelnde Begründungshorizonte und fehlen-

³³ Vgl. auch M. Siemons, „Ostzone. Westdeutschland hat seine schöne Projektionsfläche verloren“, FAZ vom 16. April 2004.

de Zielvorstellungen beklagen. Nur: Wie kann die zitierte bürgerliche Mittelschicht überzeugt und wie jene Bevölkerungsgruppen eingeschlossen werden, die verantwortungs- und freiheitsentwöhnt sind, die sich ein Leben jenseits der sozialstaatlichen Unterstützung kaum vorstellen können, zumal dafür auch entsprechende Chancen vorhanden sein müssen, die derzeit ja offensichtlich fehlen? Dieter Rulff hat es für die aktuelle Situationsbeschreibung auf den Punkt gebracht: „Die Freiheit, die da gepriesen wird, hat einen Haken: Sie ist Zwang.“³⁴ Die Schwierigkeiten der SPD, die ja nun weniger eine individualistische als vielmehr eine etatistische Tradition hat, lassen sich täglich beobachten, in der Partei, bei den Gewerkschaften, beim Wähler. Man wird sich auf einen längeren Prozess des Bewusstseinswandels einzustellen haben, der nicht von heute auf morgen Erfolge zeitigt. Kurz- und mittelfristig stellt sich deshalb die Frage, über welche Instrumente freiwillige Zustimmung und damit ein positiver Bewusstseinswandel zu erreichen sind. Nur mit beschwörenden Reden oder kulturpessimistischen Appellen ist es sicher nicht getan.³⁵

4. Mit der Wiedervereinigung – bei deren Beurteilung auch das Zögern führender SPD-Politiker noch im Oktober 1989 nicht ganz vergessen werden sollte –, ist es nur oberflächlich gelungen, Gemeinschaft durch Gemeinsamkeit zu erzeugen. Man hatte sich offenbar schon nach 1989 eher wenig zu sagen, seither lebt man, immer wieder vorwurfsvoll beklagt, aneinander vorbei. Das lässt sich schon daraus ableiten, dass nur eine kleine Minderheit der westdeutschen Bevölkerung bislang die

³⁴ „Arme Bürgergesellschaft“, FAS vom 22. Februar 2004.

³⁵ Daher ist auch dem Austausch zwischen Paul Nolte und Gabor Steingart, Literarische WELT vom 3. April 2004 in der Diagnose sicher zuzustimmen („Ihr müsst auf nichts verzichten“?); nur wie kommen wir über die Diagnose hinaus?

Chance genutzt hat, sich überhaupt physisch in die neuen Länder hinzubewegen. Es ist ein Skandal, dass sich die KMK nach einem letzten Anlauf 1995 bis heute nicht auf eine gemeinsame Grundlage zur „Darstellung Deutschland im Unterricht“ einigen konnte; denn das Problem beginnt schon damit, dass die Schule zu wenig Wissen über die vormalige DDR verbreitet – wie eine Untersuchung der KAS schon 1999 dargelegt hat³⁶ – und die 800 Jahre deutscher Geschichte im Osten fast völlig ausblendet. Wer nichts weiß, muss bekanntlich alles glauben. Oder wenn Nostalgieshows verharmlosen oder gar zu verklären scheinen mag dies zwar die Gemüter einiger, v.a. älterer ehemaliger DDR-Bürger aufhellen („es war doch auch schön“), trägt aber sicherlich nicht zu größerer Gemeinsamkeit bei; umgekehrt gilt allerdings auch der Vorwurf von Arroganz manchen „Westlers“, sich irgendwie überlegen vorzukommen.

5. Deutschland war immer ein Land, das Fremden offenstand, ja das zeitweilig Fremde bewußt integrierte. Das Problem ist demgegenüber heute die Einwanderung aus nichteuropäischen Kulturkreisen: Daher stellt sich die Frage, wie nicht nur Zuwanderer aus der EU, sondern v.a. aus diesen, weit überwiegend muslimischen Kulturkreisen in den hier behandelten Fragenkomplex einbezogen werden können. Denn richtig ist sicher, dass Integration, um die es ja geht, über die Sprache und die Respektierung des Rechtssystem erfolgt; da das Rechtssystem auf entsprechenden Wertentscheidungen beruht, bedeutet dessen Akzeptanz daher auch automatisch die zumindest formale Respektierung dieser Entscheidungen, das fremde,

³⁶ G. Buchstab (Hg.), Geschichte der DDR und deutsche Einheit. Analyse von Lehrplänen und Unterrichtswerken für Geschichte und Sozialkunde, Schwalbach 1999; vgl. jetzt auch den Bericht über eine neue Frankfurter Untersuchung in der FAZ vom 2. April 2004 („Schüler wissen wenig über die DDR“).

nicht kompatible Rechtsvorstellungen folgerichtig nicht dulden kann noch darf. Wer jedoch darüber hinaus erreichen will, dass nicht nur formale Duldung des gesetzlichen Rahmens in einem ansonsten fremd bleibenden oder gar als fremd abgelehnten Land besteht, der muss zumindest darauf dringen, dass in den Einrichtungen, die als Pflichteinrichtungen alle, auch die Migranten, erreichen, ein entsprechendes Pflichtangebot besteht, allein schon deswegen, um Kommunikationsfähigkeit überhaupt herzustellen und der Entwicklung von Parallelwelten Einhalt zu gebieten.³⁷

6. Die wichtigsten Integrationsfaktoren sind neben der Familie, in der durch Liebe, Vorbild und Erziehung Einstellungen zum Leben und zur Welt grundgelegt und damit zur Grundlage werden für soziales und „politisches“ Verhalten, zweifellos Bildung und Bildungssystem, die allerdings gesamtgesellschaftliche Entwicklungen nur in Grenzen beeinflussen können. Das Bildungswesen ist freilich die einzige Institution, in der übergreifende kulturelle Standards überhaupt noch gesetzt werden können, die auch bildungsferne Schichten erreichen kann, nachdem sich viele Medien zumindest in der Massenwirkung eher an Quoten und „Trash“ orientieren. Allerdings hat sich gerade die Schule von ihrer früher selbstverständlichen kulturellen und allgemeinbildenden Auftrag immer weiter entfernt, durch den ein „Integrationszwang“ ausgeübt werden könnte; auch sie unterliegt jenem Trend zur Ökonomisierung, der auch alle anderen Lebensbereiche durchdringt. Wenn man aber davon auszugehen hat, dass es im Zuge steigender gesellschaftlicher Differenzierung immer mehr auf das ethische

³⁷ Vgl. auch G. P. Hefty, „Integration verlangt Kraft und Maß“, FAZ vom 31. März 2004; zum Komplex Geschichte V. B. Georgi, Entliehene Erinnerung. Geschichtsbilder junger Migranten in Deutschland, Hamburg 2003.

Potential des Individuums, seine Einstellungen, sein Wissen, seine innere Zustimmung, also auf die „Bildung der Persönlichkeit“, ankommt, um Zusammenhalt zu gewährleisten, dann müssen wir alles daran setzen, dass Kinder und Jugendliche die dafür notwendige hinreichende normative Orientierung erwerben, also ein Werteinstellungsgefüge, das zum sinnvollen und sozialverantwortlichen Leben unter den Bedingungen einer pluralistischen Gesellschaft befähigt. Der Erziehungswissenschaftler Wolfgang Brezinka hat mehrfach darauf hingewiesen, dass „aufgeklärter Patriotismus“ („unaufdringlich und indirekt“) im Sinne „liebender“ Zustimmung“ auch als Bildungs- und Erziehungsziel unentbehrlich ist: „Ohne ihn fehlt dem Bürger ein wesentliches Stück Geborgenheit und dem Staat eine Quelle der Kraft.“³⁸ Im übrigen sollte in diesem Kontext der Hinweis nicht fehlen, dass einige Länderverfassungen, soweit sie Erziehungsziele überhaupt aufnehmen, ein solches Lernziel ausdrücklich verankern: „Liebe zur bayerischen Heimat und zum deutschen Volk“ (Bayern Art. 131 Abs. 3); „Liebe zu Volk und Heimat“ (Baden-Württemberg Art. 12 Abs. 1; NRW Art. 7, Abs. 2; Rheinland-Pfalz Art. 31 Abs. 1); „vorbereiten zum selbständigen und verantwortlichen Dienst am Volk“ (Hessen Art. 56 Abs. 4); „Heimatliebe“ (Sachsen Art. 101, Abs. 1).

7. Zu einem solchen integrierenden Auftrag gehören auch die positiven Erzählungen, die positiven Geschichtsbilder auch und gerade der Jahre nach 1945 und die Pflege positiver Symbole und ihrer freiheitlich-demokratischen Tradition (Hymne, Fahne, Protokoll, aber auch Staats- und Amtsrepräsentation³⁹).

³⁸ Vgl. Erziehungsziele der Gegenwart, in: „Werterziehung“. Beiträge der Politischen Akademie der KAS, 1991, 32f.

³⁹ Vgl. M. Döpfner, „Politik geht baden“, WamS vom 16. Mai 2004; Th. Schmidt, „Die Reformeliten entdecken das Volk“, FAS vom 16. Mai

Hier haben wir deutliche Schwächen.⁴⁰ Das gilt gleichermaßen für die Pflege des kulturellen Beitrags Deutschlands. Eine europäische Kulturgeschichte ist ohne die deutsche Kulturgeschichte nicht denkbar, wie umgekehrt die deutsche nicht denkbar ist ohne die europäische in Spannung, Ausgleich, Verwandlung.⁴¹ Goethe und Heine sind kein deutsches, sondern ein europäisches Ereignis. Wie wichtig es ist, mit positiven Geschichtsbildern kulturelle Identität zu fundieren, zeigt ja bemerkenswerterweise der „Vertrag über eine Verfassung für Europa“, der über ein vorangestelltes Thukydides-Zitat an die griechischen Wurzeln erinnert. Genau das ist mit kultureller Erinnerung gemeint, die uns längst verloren ist.⁴² Den Vorwurf, auf diese Weise werde Geschichte zur Volkspädagogik (jetzt auch positiver Natur), wird man gelassen ertragen können, denn das ist und war gedeutete Geschichte zu allen Zeiten. Nur haben wir selbst uns immer weiter dieser kulturellen Bindung begeben, indem wir sie in unseren Bildungseinrichtungen und in Medien systematisch abgebaut haben. Das historische Wissen tendiert ja nicht nur bei der „Fernerinnerung“ immer mehr gegen Null, gerade in der Jugend. Heute wird wieder

2004; grundsätzlich J.-D. Gauger/J. Stagl (Hg.), Staatsrepräsentation, Berlin 1992

40 Vgl. H. Müller-Vogg, „An wen sollen wir Deutsche uns erinnern?“, WamS vom 11. Januar 2004; dazu passt, dass Bundestagspräsident Thierse die Bundestagsflagge an ein Bordell versteigern ließ: „Reichstags-Flagge wedelt jetzt im Freudenhaus“, titelt Bild vom 12. Juni 2004.

41 In diesem Sinne auch M. Buth, Zersplitterter Spiegel, Die Politische Meinung 407/2003, 84-95; in diese Richtung auch F. Stern, „Vom Schmerz der Geschichte“, WamS vom 11. Januar 2004 und Ch. Stölzl, „Heimat ist kein Feierabendluxus“, RhM vom 27. November 2003.

42 S. A. von Bogdandy, „Wir Europäer“, FAZ vom 27. April 2004.

nach mehr kultureller Bildung gerufen, weil endlich die Einsicht wächst, dass Deutschland kulturell immer weiter zu „versteppen“ droht. Warum scheuen wir eigentlich den Begriff „Heimatkunde“ oder das gemeinsame Singen von Volksliedern in der Grundschule; warum ist das Auswendiglernen von Gedichten verpönt und rücken Klassiker immer mehr an den Rand; wo bleibt der Protest gegen eine offensichtlich gescheiterte Rechtschreibreform; wo ist das Engagement für die deutsche Sprache auch im Ausland; warum fehlen gemeinschaftsstiftende außerschulische Aktivitäten gerade für männliche Jugendliche usf.?

Es fehlt auch an Selbstvergewisserung über den eigenen Wertekanon, der dadurch, dass er unaufgebarer Bestand der eigenen Existenz ist, Identität begründet und damit zur Selbstbehauptung motiviert. Denn Identität heißt auch immer Anderssein, Sich-Unterscheiden und dadurch bei sich selbst sein können. Dieser Wertekanon kann heute nur ein „westlich-europäischer“ sein, und damit lässt sich zugleich der Bogen schlagen zu Dolf Sternbergers „Verfassungspatriotismus“ und zu den ihn begründenden „europäischen“ historisch-kulturellen Erfahrungen, Einsichten und Konsequenzen, die als teildentisch mit „nationaler“ die inhaltlichen Bezugspunkte einer „europäischen Identität“ bilden.

Nach wie vor ist die Wirtschaftspolitik die treibende Kraft im europäischen Einigungsprozess. Die dominierende Ausrichtung der europäischen Frage auf das Währungs- und Wirtschaftspolitische lässt jedoch vergessen, dass Europa als Idee und Wirklichkeit sich nicht primär aus ökonomischen Überlegungen ableiten lässt, sondern als geistige Dimension und daher als Idee kulturstiftend wirkte. Nur diese historisch gewachsene Kultur ermöglicht es uns, die Besonderheit des „Europäischen“ und seinen Auftrag zu definieren und in und über Europa hinaus zu verwirklichen. Bislang hat das Thema „Europa“ immer noch zu wenig

Eingang in Bildungspläne gefunden, und wenn, dann überwiegt die europäische Einigung nach 1945. Die Kulturgeschichte der Nachbarländer sowie die Behandlung der historisch-kulturellen Dimension sind viel zu wenig berücksichtigt. Nur ein europäisches Geschichtsverständnis, das die geistigen Wurzeln in Athen, Rom und Jerusalem ebenso einbezieht wie die kulturelle Zugehörigkeit der vormals unter sowjetischer Herrschaft stehenden Staaten und Völker Mittel- und Osteuropas sowie die leidvollen Erfahrungen mit dem kommunistischen Totalitarismus und dessen Überwindung, kann – in Achtung aller nationalen Besonderheiten – die Basis für ein modernes europäisches Selbstbewusstsein und damit für eine europäische Mentalität (Identität) sein.⁴³ Als Konstanten unseres gewachsenen „geistigen Besitzes“ als Europäer sind dabei hervorzuheben:

- das klassische Erbe (Philosophie, Rationalität, Recht, Begrifflichkeit des Lateinischen),
- das Christentum und das Judentum,
- die europäische Sprachfamilie,
- die Würde des Menschen als Individuum und als Person;
- ein mehrfacher Dualismus, nämlich von Freiheit und Verantwortung, Rechten und Pflichten, Recht und Gerechtigkeit,
- eine überindividuelle Rechtsordnung,
- die Bürger- und Menschenrechte,
- die Gleichheit vor dem Gesetz,
- die vielfältigen Formen der Machtkontrolle,
- eine demokratische Willensbildung.

⁴³ In diesem Sinne etwa auch W. Bergsdorf, Europa sucht seine Identität, Die Politische Meinung 413/2004, 21ff.; H. Kremers, Europäische Menschwerdung, zeitzeichen 5/2004, 26ff.

Allerdings ist die Gefahr nicht zu unterschätzen, dass sich dieser Wertekanon jenseits von Sonntagsreden als Existenzbestimmung immer mehr verflüchtigt, wenn Toleranz und Relativierung verwechselt werden. Der Kommunismus als Gegenbild, aus dem Selbstvergewisserung Kraft beziehen konnte, ist überwunden, aber es sei ja nicht vergessen, dass dessen Relativierung in der alten Bundesrepublik zum guten Ton gehörte. Nicht minder zum guten Ton scheint heute die Unterscheidung von Islam und Islamismus zu gehören, ersterer „gut“, daher immer im Dialog, letzterer „böse“.⁴⁴ Es stellt sich die Frage, ob diese Unterscheidung nur der Bequemlichkeit dient, sich guten Gewissens einer echten Auseinandersetzung entziehen zu können: Wir reden ja miteinander, nur, *worüber* reden wir eigentlich?⁴⁵ Wenn die Differenzen verschwinden, verschwindet Identität. Nur Mensch unter Menschen sein zu dürfen, ist blanke und auch nur typisch deutsche Illusion. Henning Ritter hat in der FAZ vom 30. April 2004 anlässlich der Osterweiterung auf genau dieses Defizit hingewiesen: Deutschland sei heute „ein durchlässiges Land von hoher Mobilität, aber schwacher Identität. Schwer zu beantworten wäre die Frage: Deutschland – aber wo liegt es? Das vergrößerte Europa mit einer Vielzahl von Nationen mit eigenem Stil und Geschichtsbewusstsein macht noch einmal deutlich, wie sehr Deutschland sich als Tabula rasa kultiviert hat“ ... Den Deutschen fehle es „an der Gabe kultureller Selbstinterpretation und auch Selbstvermarktung“.

⁴⁴ Vgl. auch H.-P. Raddatz, „Kein Aufstand der Anständigen“, WamS vom 28. März 2004.

⁴⁵ Vgl. Leon de Winter, „Dann ergeben wir uns doch einfach“, Literarische WELT vom 27. März 2004.

Sympathie und Selbstbewusstsein

In deutsch-europäischer Kultur, Fernerinnerung, in den freiheitlichen und demokratischen Traditionen der deutschen Geschichte, in der Vergegenwärtigung des Widerstandes gegen das NS-Regime, ohne das Unrechtssystem zu verleugnen, und der Leistungen der Nachkriegsgeschichte können positive, auch rational gerechtfertigte und vermittelbare, daher *natürliche Gefühle stützende* Anknüpfungspunkte für einen „modernen“, zukunftsge wandten „Patriotismus“ liegen, dessen ebenfalls natürliche emotionale Grundlage man mit „Respekt, Wohlwollen, Sympathie“ gegen sich selbst und „gelassenem Selbstbewusstsein“ nach außen beschreiben könnte. Damit ist zugleich der skizzierte autoaggressive Traumatisierungsdrang überflüssig, der immer wieder quälende und verkehrte geschichtspolitische Debatten auslöst. Denn es bleibt dabei: Wir werden mit der Singularität des Holocausts als unauslöschbares Element unserer Vergangenheit und damit unserer Erinnerungskultur zu leben haben. Die Leistung darauf bezogener Erinnerungskultur kann freilich darin bestehen, Seismograph zu sein, auch wenn es manchesmal „hysterisch“ wirkt, aber besser zuviel als zu wenig, das „Wächteramt“ in Medien, Politik und Kirchen wahrzunehmen, Zeichen zu setzen, das Vergessen zu verhindern, besondere Verantwortung gegenüber unseren jüdischen Mitbürgern und dem Lebensrecht Israels zu empfinden, rassistische Radikalismen von rechts wie von links zu unterbinden und den antitotalitären Konsens zu pflegen. Das meint die Erinnerungskonstante, für die der Holocaust als Chiffre dient.

Hier bleibt immer wieder viel zu tun. Wenn 65 Prozent der deutschen Jugendlichen nicht wissen, wann der Zweite Weltkrieg begann (31 Prozent Studierende!), 35 Prozent nicht, wann er endete, Auschwitz 31 Prozent unbekannt ist (WamS vom 5. Juli 1998) oder 71 Prozent der Studierenden mit den „Nürnberger Gesetzen“

nichts anfangen können, dann verfährt Erinnern nicht. Und dann setzen sich jene privaten Geschichtsbilder gegen die offiziellen durch⁴⁶, wie sie Harald Welzer für sein Buch „Opa war kein Nazi“ ermittelt hat: „26 Prozent der damals erwachsenen Bevölkerung haben Verfolgten geholfen, 13 Prozent waren im Widerstand aktiv, 17 Prozent haben immer den Mund aufgemacht, wenn es darum ging, Unrecht beim Namen zu nennen. Außerdem war lediglich ein Prozent der Bevölkerung an Verbrechen beteiligt. Antijüdisch sind ganze drei Prozent gewesen.“⁴⁷

Wenn man sich auf „Wohlwollen und Sympathie“ zu sich selbst als emotionale Parameter eines modernen Patriotismus verständigt, dann ist es nur natürlich, auch Trauer über das, *was wir uns selbst angetan haben*, und dessen Konsequenzen zu empfinden und zum Ausdruck zu bringen. Eigenes Leid relativiert ja nie fremdes, wie fremdes Leid auch nicht eigenes relativieren kann. Und dazu gehören nun einmal Flucht und Vertreibung ebenso wie die Erinnerung an die historischen und kulturellen Leistungen der 1945 abgetrennten deutschen Provinzen im Osten. Die Erinnerung daran zu erhalten, und zwar als Teil der eigenen Geschichte, ist eine nationale Aufgabe, die Günter Grass zu Recht gefordert hat. Wir sollten uns dabei freilich verabschieden von den gerade in diesem Kontext beliebten, aber letztlich nur verquasteten Täter-Opfer-Diskursen. Denn solche Diskurse leiden immer an der beiderseitigen *Kollektivierung* der Begriffe: Der Begriff ist nur individuell bezogen sinnvoll.

Das Entscheidende ist vielmehr die Verständigung mit sich selbst und den anderen darüber, dass Erinnern und Trauern kein „Re-

⁴⁶ Vgl. jetzt auch S. Beyer, *Gesucht: die eigene Herkunft*, Spiegel 29/2004, 118ff.

⁴⁷ Harald Welzer u.a., „Opa war kein Nazi“, *Nationalsozialismus und Holocaust im Familiengedächtnis*, Frankfurt/M. 2002.

vanchismus“ ist und dass niemand darauf Monopolanspruch haben kann. Eine Nation als Geschichtsgemeinschaft lebt nun einmal von der Teilhabe an „Ruhm *und* Reue“ (Ernest Renan).

Zusammenfassende Thesen

1. Der Anstoß, eine Debatte über Patriotismus zu führen, erfolgt letztlich aus der Frage, was unsere Gesellschaft angesichts zunehmender Individualisierung, abnehmender Verteilungsspielräume und steigender Internationalisierung noch zusammenhält, was Einheit in der Vielfalt, Zugehörigkeit, Zusammengehörigkeit, Gemeinschaft, Gemeinwohlbezogenheit, mit einem Wort: „Identität“ jenseits der Rechtsordnung stiftet.
2. Historisch erfahrbare Formen kollektiver Identifikation sind in Deutschland historisch belastet. Daher kommt es ganz wesentlich darauf an, wie wir mit unserer Geschichte umgehen; der Zusammenhang von Patriotismus, Identität und Geschichte bedarf einer Klärung, bei der sie weder „entsorgt“ noch „bereinigt“ wird (wie dies jüngst versucht wurde), sondern mit ihren Höhen und Tiefen angenommen, in ihren Gegensätzlichkeiten ausgehalten und damit erst für die Zukunft fruchtbar wird. Überkommene Orientierungsmarken wie Staat und (Staats-) Nation sind heute weitestgehend obsolet geworden. Der Staat ist auf Funktionalität reduziert, die „Nation“ ist, für Deutschland jedenfalls, nicht nur ein historisch unscharfer, sondern heute auch ein entsakralisierter Begriff. Angesichts des europäischen Zusammenwachsens wird sie vermutlich nur in Gestalt der „Kulturnation“ wahrgenommen.
3. Jede Patriotismuskussion hat von ganz natürlichen Gefühlen (Liebe, Zuneigung, Sympathie, Wohlwollen usf.) auszugehen, die Menschen üblicherweise an ihre Herkunftsumgebung, an

die „Heimat“, an ihre Region, an ihre Lebenswelt und darüber hinaus auch an „Muttersprache“ und „Vaterland“ binden. Diese emotionalen Bindungen sind in den vergangenen Jahrzehnten zurückgedrängt worden, zeigen sich aber bei entsprechender Gelegenheit. In vielen Lebensbereichen zeigt sich das Bedürfnis, auch kollektive Emotionen öffentlich artikulieren zu dürfen. Es mehren sich die Anzeichen, dass dieses Bedürfnis zunimmt. Eine Patriotismusdebatte muss daher hier ansetzen und damit entsprechende politische und gesellschaftliche Anstrengung verbinden. Auch der vielbeschworene „Verfassungspatriotismus“, der mit Recht den historischen Zusammenhang von Patriotismus und Freiheit betont, setzt, um wirksam zu werden, vorgängige Formen der Identifikation mit Land, Volk und Kultur voraus.

4. Zeitdiagnostischer Kulturpessimismus oder bloße Appelle bewirken sicher nichts. Es bedarf dazu besonderer politischer und gesellschaftlicher Rahmenbedingungen: Eliten müssen vorleben, mitziehen und erklären. Nur immer auf den eigenen Schwächen zu insistieren, demotiviert. Wir müssen unsere eigenen Stärken wieder mehr betonen, auch im Vergleich zu Ausland. Angesichts der mental noch immer nicht überwundenen Trennung zwischen West und Ost brauchen wir mehr Wissen übereinander, mehr Dialog und Begegnung miteinander. Schließlich müssen auch Migranten über Rechtstreue hinaus in die Verantwortung für dieses Land eingebunden werden. Familie und vorschulische Erziehung müssen sich als Orte „sozialer“ und „politischer“ Integration verstehen, das Bildungswesen muss Formen entwickeln, die Gemeinschaft und Gemeinsinn fördern, muss daher aufgeklärten Patriotismus, wie in einigen Landesverfassungen vorgegeben, wieder als Lernziel verstehen. Dazu bedarf es der Pflege positiver Geschichtsbilder – gerade auch der Jahre nach 1945 –, der Pflege positiver Symbole und ihrer freiheitlich demokratischen Tradi-

tion und als Ausdruck der Kulturation der Vermittlung unseres großen kulturellen Erbes. Wir brauchen zudem eine Selbstvergewisserung über den eigenen Wertekanon, der zur Selbstbehauptung motiviert. Toleranz darf nicht mit Relativierung verwechselt werden. Dieser Wertekanon kann nur ein europäischer sein, der aus gemeinsamer historisch-kultureller Erfahrung Einsichten und Konsequenzen begründet. Dazu bedarf es der Vermittlung der Architekturprinzipien und des geistigen Besitzes Europas in den Bildungseinrichtungen. Sie bilden die Bezugspunkte einer europäischen Identität, in die nationale Identitäten einfließen.

Die Autoren

Günter Buchstab, Dr. phil., Leiter der Hauptabteilung Wissenschaftliche Dienste / Archiv für Christlich-Demokratische Politik der Konrad-Adenauer-Stiftung e.V., Sankt Augustin.

Jörg-Dieter Gauger, Dr. phil., Professor, stv. Leiter der Hauptabteilung Wissenschaftliche Dienste / Archiv für Christlich-Demokratische Politik der Konrad-Adenauer-Stiftung e.V., Sankt Augustin.

Zukunftsforum Politik

Nr. 62

Herausgegeben von der
Konrad-Adenauer-Stiftung

Günter Buchstab / Jörg-Dieter Gauger

Was die Gesellschaft zusammenhält
Plädoyer für einen modernen Patriotismus

Konrad-Adenauer-Stiftung

Umschlaggestaltung: unique, Agentur für visuelle
Kommunikation, Köln

© 2004, Konrad-Adenauer-Stiftung e.V., Sankt Augustin

Alle Rechte vorbehalten

Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Zustimmung der
Stiftung

Printed in Germany

Gedruckt mit finanzieller Unterstützung der Bundesrepublik
Deutschland.

ISBN 3-937731-31-8